

Nationalehre



Franz
Von
Dr. Költzsch,
Konf.-Rat u. Sup.



1916/Verlag von
C. Ludwig Ungelenk in Dresden, A.

IA. 1944,

Preis 20 Pfg.

Geogr. Germ.

115, 25 P.

Vortrag,
gehalten am 13. Oktober 1916
im Gewerbehaus zu Dresden
zum Vaterländischen Abend
des Evangelischen Bundes.

Reingewinn
für die
Ostdeutsche Ansiedlerhilfe.

Schon die Jahre vor dem Krieg hatten wir schwere innere Not. Wir sahen den Krieg heranschleichen — langsam, leise, unaufhaltsam. Wir sahen's, wie die Völker der Erde sich gegen uns verbanden und gegen uns standen. Mit besonderen Gedanken sah ich 1914 bei der Abfahrt von Gibraltar, schon zu der Zeit, da Osterreich das Ultimatum an Serbien gestellt, die Lichter von Algeciras aufleuchten. Dort hatten die Diplomaten der Welt gefessen, die Vertreter der Völker. Alle waren sie gegen uns gewesen, auch das uns verbündete Italien, ausgenommen allein das treu zu uns haltende Osterreich. Sie nahmen uns, was für uns Recht und Besitz in Marokko war. Sie hielten Spott und hämische Lache nicht zurück. Wir rasselten wohl mit dem Schwert. Sie höhnten: Ihr zieht es doch nicht. Sie nannten unsern Kaiser Guillaume le Timide — Wilhelm den Feigen. Da hatten wir die siedende Angst. Wir wußten: das geht an unsre Ehre.

Dann flog das Schwert aus der Scheide. Der Weltkrieg war da. Wie ein böser Alp lag er auf unsern Seelen. Anders noch als der Krieg von 1870, der seinen Ruf wie frischfrohen Donnerhall durch alle Gassen, Häuser, Herzen warf. Wir wußten, was ein Krieg zu bedeuten hatte in unsern Tagen. Würden die Waffen splintern? Würden die Menschenleben splintern zu Millionen und Reiche mit Thronen und Kronen? — Und doch, wer könnte sie je vergessen, jene heilig großen Augusttage von 1914?! Unser Gewissen war rein und unser Wille fest und klar. Und unsre Herzen brannten in wunderbarer Begeisterung. Ein Wort war da — urplötzlich. Alle hatten sie es: der Kaiser am 31. Juli in seiner Ansprache vom Balkon seines Schlosses ans wogende Volk, und der Kaiser am 2. August bei der Anordnung des Bettags und der Reichskanzler vor versammeltem

Reichstag. Das Wort von der Ehre! Es fand sein lautes Echo in aller Herzen. Ja, wir wußten's: es geht bei uns um alles, um Sein und Nichtsein; es geht um unsre Ehre.

Ausrückten unsre Heere, diese Millionen, unsre strahlendsten, besten, stärksten Jünglinge und Männer. Das Gelände, das sie dem Feind abrangen, auf dem sie kämpften, standen, bluteten, fielen, hieß das Feld der Ehre. Und Feld der Ehre ward uns die Heimat, in der wir blieben und auf deren Boden wir das Unsre tun konnten und sollten in opfernder, dulddender, tragender, betender Liebe. Ja, draußen und drinnen nur Ein Volk und Eine Sache, Ein Geist und Eine Ehre! Den Soldaten ward's versinnbildet, wenn sie alle standen in Einer Reihe und in Einer Uniform vom Fürstensohn bis zum Fabrikarbeiter und sie alle trugen die Eine Kokarde „schwarz=weiß=rot“ und alle kämpften, im Westen und Osten, im Norden und Süden, unter der Einen Fahne „schwarz=weiß=rot“: noch auf dem Kiel des sinkenden Schiffes hält sie der letzte Matrose in hoherhobener rechter Hand! Uns in der Heimat stellte es eben diese täglich und stündlich vor die Augen, was wir hatten und was wir waren. Für des Volkes Sache galt es einzustehen: so war's das Gebot der Stunde, war's Pflicht, war's Ehre. Aus Ehre wurde gekämpft für die Ehre.

Heute? Dauert der Krieg zu lang? Ist's unmöglich, auf steilem Gipfel Hütten zu bauen zum dauernden Wohnen? Zieht die Niederung doch nach einer Weile die Geister wieder zu sich herab? Muß die Hochspannung der Gefühle einmal nachlassen und der Egoismus wieder hervortreten? Heute? Wir wissen's und können's nicht leugnen: es ist nicht mehr, wie es vor zwei Jahren war. Zwischen den Ständen und Klassen klaffen wieder die Risse. Sie treiben einander in Mißmut und Murren über Not und Teuerung! Sie verärgern und verdächtigen sich und mißtrauen sich herüber und hinüber, wer es etwa besser hätte. Und die Parteien treten wieder auf den Plan. Jede vertritt ihren besonderen Standpunkt. Und die Standpunkte gehn weit auseinander und wollen sich nicht mehr zusammenfinden in dem der Regierung. Über was alles streiten

wir jetzt im deutschen Volk! Wir könnten fürchten, daß wir den Sieg nicht gewinnen, weil wir nicht wissen, mit welchen Waffen wir zu kämpfen haben. Wir könnten fürchten, wir kommen nicht zum Frieden, weil wir über seine Ziele uns nicht einigen. Dann fehlte bloß noch, daß wir auch zwiespältig sind in der Auffassung unsrer Ehre. Fast scheint's so. Es war so peinlich in den letzten Wochen, als der Professor und Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt die Aufmerksamkeit auf sich zog, weil der Großadmiral und Organisator unsrer Flotte gegen ihn und seine Unterstellungen den Schutz des Kanzlers und der Öffentlichkeit anrief, und als die Presse in Verbindung mit seinem Namen das Wort brachte: Ich glaube an eine persönliche Ehre, aber an keine Volksehre. Wären wir wirklich so weit?! Solange ein Volk eine Ehre noch hat, ist noch nichts verloren. Aber hat's seine Ehre verloren, hat's alles verloren. Nein, nicht verloren soll sie gehen, sondern die Seele sein und werden, die den Leib des Volkes zusammenhält, die große Idee, in der alle Stände, Klassen und Parteien sich die Hände reichen. Das brennendste Thema ist's im Augenblick: Nationalehre.

Ich denke: es ist ein rechtes Thema auch für die Plattform des Evangelischen Bundes. Er ward einst begründet „zur Wahrung der deutsch=protestantischen Interessen“, zur Weckung deutsch=protestantischen Ehrgefühls. Auch im Weltkrieg erfüllt er diese seine Aufgabe. Er ist sich bewußt, daß er damit nicht den so viel, den vielzuviel genannten „Burgfrieden“ stört. Er denkt gar nicht hinüber in das andere Lager — nur an sich, und wie er an seinem Platz das Seine tun kann fürs Heil des Volkes. Er kann's nur wünschen, daß alle im Volke zusammenstreben zu diesem selben Ziel. Auch die Parteien, deren keiner er verschworen ist, aber zwischen und über denen er steht. Er will die großen einigenden Gedanken herausheben und zu ihnen das Volk emporziehen. Und das sind zuletzt immer wieder die religiösen Gedanken. Und zu ihnen zählen wir die beiden auch, „Nation“ und „Ehre“. In mein Christentum gehört es mit hinein und ist mir drum Redestoff für den Evangelischen Bund, nicht bloß erlaubter, sondern in der Schicksals-

stunde des deutschen Volkes dringend gebotener: das Kapitel von der Nationalehre.

Freilich, es ist das Streiten, was es um die „Ehre“ ist. Die Stimmen fehlen nicht, die sie für bloßen Schall und Rauch erklären. Sudermann, der Berliner Dichter, schreibt vor 27 Jahren sein Schauspiel „Die Ehre“ und will damit nachweisen: Ehre gibt's eigentlich nicht. „Ehre“ ist etwas Grundverschiedenes im Vorderhaus beim reichen Kommerzienrat und im Hinterhaus beim armen Invaliden. Der nimmt strahlend gern die Abfindung für die durch den Sohn des Kommerzienrats verwüstete Ehre seiner Tochter. Und die Tochter des Kommerzienrates bekommt gern und gut den armen Jungen aus dem Hinterhaus zum Mann, sowie dessen millionenreicher Onkel, Graf und Kaffeekönig, auf einmal auftaucht und jenen zu seinem Erben macht. Solches mag ja vorkommen hundert- und tausendfach. Die Ehre mag krank sein in weiten Kreisen. Aber deshalb ist sie doch da. Nur um so lauter schreit sie, wenn sie krank und irrend ist. Sie schreit nach dem Arzt, der ihr verhilfe zur rechten Ehre.

Was es um diese ist? Der Kulturhistoriker Riehl macht darauf aufmerksam, wie unsere Sprache, dies Instrument, mit dem unser Volk so fein sein tiefstes Empfinden und Denken malt, von der Ehre redet: „Ehre im Leibe haben“, „Ehre abschneiden“, „jemanden an der Ehre kitzeln“. Also — die Ehre ist das Nervengeflecht unseres Geistes. Die Ehre ist verbunden mit uns wie ein Glied mit dem Leib, vielleicht das Hauptglied, der Kopf: wenn der abgeschnitten ist, ist zerschnitten das Leben. Und mit der Ehre werden wir gleichsam geboren, sodaß wir sie im Leibe haben. Ja, wir gewöhnen, würden wir nicht mit ihr geboren, sie vielleicht nicht unser ganzes Leben lang. Wenigstens unsere Alten nach ihren harten Anschauungen nannten jedes nicht in der Ehe geborene Kind „unehrlich“ — und ließen ihm den Makel für immer. Und doch verlangt der Mensch nach Ehre, auch der allergeringste. Schopenhauer, der Philosoph des Pessimismus, sagt: Törichterweise begehrt so der Mensch. Das Tier, das nichts von Ehre wisse, sei glücklicher

als er. Es leide nicht unter unbefriedigtem Ehrgeiz und gekränkter Eitelkeit. Aber der Mensch ist eben kein Tier. Er lebt von anderem als das Tier. Man soll ihm die Ehre nur erst nehmen, man hat ihm alles damit genommen. Der zu Zuchthaus Verurteilte verliert noch sein Letztes, wenn ihm seine Ehrenrechte aberkannt werden: damit ist er ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, muß abgeben seine Ämter und Titel, Würden und Orden, darf nicht als Zeuge vernommen werden und darf nicht im Heer dienen. Und Ausgestoßene sind ebenso die tief beklagenswerten Wesen, die sich ein Leben in und von der Schande erwählen, die Dirne auf der Straße und ihr Zutreiber. Sie selbst lachen wohl über die verlorene Ehre und — ersticken vielleicht damit nur, was ab und zu sich in der Tiefe ihrer Seele regt. Urplötzlich bricht's dann heraus wie beim verlorenen Sohn, der gesunken ist bis zu den Schweinen und ihren Trögen: er muß zurückdenken an Kindheit, Heimat und Vaterhaus und wie schön das war mit seiner Keilichkeit und wie schön es war, mit den anderen an einem Tische sitzen zu dürfen und anerkannt zu sein als der Sohn des Hauses. Es ist das Gefühl, daß der Mensch etwas ist und etwas sein soll und immer noch wieder werden kann. Es ist das im Menschen vielleicht nie ganz auszutilgende Ehrgefühl. Und stark ist es immer dort, wo die natürlichen Lebensverbände, denen der Mensch angehört, fest ihn halten. Die Familie hat ihre Ehre. Sie trägt's schwer, wenn an ihrem Baum ein dürres Reis ist, und sie opfert Größtes, um das eine dürre Reis wieder zum Grünen zu bringen. Jeder Stand und jeder Beruf hat seine Ehre. Auch seiner Ehre Kenn- und Merkzeichen. Der Adlige veranschaulicht seine Ehre mit Wappenbild und Ahnensaal und der breiten, zu seinem Schloß führenden Lindenallee. Der Bauer mißt, es ist ihm durchaus ernst, seine Ehre an der Größe des Dunghaufens auf seinem Hofe. Der Student schirmt seine Ehre, wenn er seine Farben an Mütze und Band, schützt schon vorm zudringlichen Blick. Die alten Innungsmeister hatten ihren bis ins einzelne ausgearbeiteten Ehrenkodez, wie sie geehrt werden wollten. Wiederum ehrten sie ihren Beruf dadurch,

daß sie sich zu ihm bekannten mit Fleiß, Treue, Ehrbarkeit, selbst mit Kleidung, Bartschnitt, Gang, sodaß dem Schneider, dem Schuster, dem Tischler sein Beruf förmlich auf den Rücken geschrieben stand. Ähnlich der Lehrer! Ähnlich der Geistliche! — Auch das Volk hat seine Ehre! Wir reden von Volksehre, besser von Nationalehre.

Worin sie besteht und worin ihr inneres Recht liegt? Ist die Ehre des einzelnen sein Gefühl von seinem Wesen und seiner Würde, so ist's bei der Nation ebenso. Sie fühlt sich als Persönlichkeit; sie weiß, daß sie etwas gilt, und sie hat ihre Anschauungen davon. Aber gehen die Anschauungen auseinander wie die Nationen selber? Das rohe Naturvolk setzt seine Ehre in Lächerlichkeiten und Nichtigkeiten, und Kulturvölker setzen sie, überreizt in ihren Empfindungen, ebenfalls wieder in Nichtigkeiten und Lächerlichkeiten, nur in andere. Und Nationalehre wäre dann das buntscheckigste Produkt der Erde?! Nein doch — wenn nur die Ehre überhaupt ihre objektiven Normen sucht und kennt. Sie muß sich gründen auf einen unbeweglichen Grund, muß wurzeln im Ewigen, wurzeln in der Religion. Das Christentum allein lehrt meines Erachtens die echte Ehre — die, welche unbeirrbar sich Recht und Weisung holt von Gottes ewigen Sternen. Ich höre Widerspruch. Paulsen, weiland Philosophieprofessor in Berlin, der wohlmeinende Freund des Christentums, erklärt: die Tugend des Christen ist die Demut; völlig selbstverständlich ist, daß der Christ der Ehre dieser Welt weder nachjagt noch teilhaftig wird; Schmach und Hohn ist seine Ehre, und die Ehre in der Auffassung des Griechentums ist ihm nur ein glänzendes Laster. Und Nietzsche, der Vertreter des Herrenmenschentums, schäumt gegen die christliche Demut, die Moral der Sklaven! Ich glaube, weder Nietzsche noch auch Paulsen verstehen diese Demut, aus der allerdings das Christentum die Ehre eines Menschen fließen läßt. Demut ist sich ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit bewußt und hängt sich drum an Gott. Aus ihm lebt sie. Nach ihm fragt sie. Durch ihn weiß sie sich stark und frei gegenüber der ganzen Welt. Sie weiß, was sie vor und in Gott gilt, und

das ist ihr heiliger Stolz vor der Welt. Christus wirft es in schneidenden Worten den Pharisäern entgegen: Was ist eure Ehre, die ihr die Ehre nicht sucht, die von Gott allein ist! Seine Apostel stimmen ihm zu. Paulus prägt das Wort des allerentwickeltsten Ehrgefühls: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Könige haben's zu ihrem Wort erkies, um mit ihm Würde und Ehre ihres Königtums vor der Welt zu begründen. Die Hohenzollern haben's als ihr Lieblingswort. Kaiser Wilhelm I. läßt es sich predigen beim 25jährigen Regierungsjubiläum und der junge Kaiser, als er seinen ersten Reichstag hält. Und gewürdigt will es werden, daß es die demütigsten Christenmenschen gerade sind, die wie die Verkörperung der mannhaftesten Ehre stehen. Freiherr vom Stein, der granitene Große der Freiheitszeit, den die Inschrift auf seinem Grabmal ehrt: Demütig vor Gott, hochherzig gegen die Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind. Luther, der Mann in der Potenz, allein schon mit seiner „Festen Burg“: Es streit für uns der rechte Mann. Oder mit seinem Wort zum 51. Psalm: Weil ich mich von Herzen vor meinem Gott bücke und beuge, bin ich stolz und hoffärtig im Herrn gegen Welt und Teufel und fürchte deren keine Gefahr, Gewalt und List. Und der dritte in der Reihe, hinter Luther, hinter Stein — Bismarck, die Eiche aus dem Sachsenwald: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. Mag nur so auch die Nation die Furcht Gottes, die demütige, allem voranstellen; mag sie nur wissen, was sie durch Gott ward und was sie durch Gott kann und soll — dann meldet sie eben damit ihre unbeugsame Ehre vor den Völkern an. Sie hat die Ehre, die nicht entarten kann, weder zur Eitelkeit, noch zum Ehrgeiz und Hochmut. Und damit sind wir in der Geschichte unseres Volkes und unserer Zeit. Waren wir vielleicht auf dem Wege zu entarten? Sind wir's noch? Sicher, einst waren wir so bescheiden gewesen in Verhältnissen und Persönlichkeiten, und dann waren wir's nicht mehr. Die Eitelkeit drang ein und wuchs erschreckend. Der Sohn mußte durchaus etwas „Besseres“ werden als der Vater, und alle Stände klagten nur immer über das, was

ihnen angeblich versagt war. Mit immer neuen Titeln, immer höheren Orden, Denkmälern, dampfenden Weihrauchschalen, mit Reklame unter Pauken und Trompeten ehrte man sich gegenseitig. Und neben und mit dem eitlen Menschen stand der selbstbewußte, der ehrgeizige, hochmütige zusammen. Paulsen zeigt ihn auf den Bildern der modernen Kunstausstellungen: die Rechte in der Hosentasche, das uninteressierte, matte Auge kaum erhoben, die lässig ausgestreckte Linke mit dem Kneifer oder dem Zigarrenstummel — oder gar das schneidige Frauenzimmer, das dem Betrachter die Rückenseite zuwendet und nur einen Viertelblick gönnt, ihn dafür aber durch ihren großen Hund fixieren läßt. Ob nicht manches sich daraus erklären ließe, was uns bei Kriegsausbruch als ganz unfaßlich überraschte, nämlich daß wir so allein in der Welt standen und von allen, Feinden und Neutralen, mit Haß und Wut begeistert wurden. Sie haben uns bitter unrecht getan. Sie haben uns Glück und Wohlstand, unsere Erfolge nicht gegönnt. Aber wenn doch eine Schuld von uns dabei war, war's sicher die, daß wir, unterwürfig und bedientenhaft vor den Völkern der Erde, sie doch wieder, vielleicht ohne es selbst zu wissen, zu wollen, unsere Überlegenheit fühlen ließen. Ob wir nicht für die Zukunft zu lernen haben? Den Franzosen ihre Eitelkeit, wenn sie nicht davon lassen wollen! Den Engländern ihre alte Anmaßlichkeit und Überhebung: mögen sie, nur nicht innerhalb der deutschen Grenzen, aber sonstwo auf dem Dampfer ihre Beine über Stuhl und Tisch legen und im Eisenbahnwagen mit ihrem Gepäck noch den allerletzten Platz ausfüllen. Uns, dem deutschen Volke, geziemt gediegenes und bescheidenes Wesen. Nicht Prozensippe wollen wir sein, sondern Adel. Der wahrhaft Adelige braucht nicht immer Wappenschilder und Stammesbaum mit sich zu führen; er kann ganz bescheiden auftreten und bleibt doch der Adelsmann. Den spürt man bei ihm in jedem Wort und Blick, in allem Handel und Wandel und beugt sich davor in bereitwilliger Anerkennung. Ein Volk muß seine Ehre als im letzten Grunde verankert wissen in Gott. Der ist ihm Lehnsherr, durch den es ist, was es ist, und dem's

für die ihm anvertrauten Pfunde die letzte Verantwortung schuldet. Das ist seine Gebundenheit, aber eben auch Freiheit von der Welt, seine Demut und sein heiliger Stolz. Das ist Nationalehre.

Gelehrt zu sprechen, wäre nun zu fragen nach ihrem Objekt und ihrem Subjekt. Mit ihrem Objekt meine ich die Güter und Werte, die sie ihr eigen nennt und die sie zu schirmen und zu decken hat. Das ist, um's aufs deutsche Volk zu wenden, eben das, was von unserem Gott uns gegeben ist und was wir durch unseren Gott geworden sind. Der Krieg hat uns dafür wie für vieles andre die Augen wieder geöffnet. Er hat uns zu Entdeckern gemacht für Wirklichkeiten, die uns versunken waren. Wir waren wie der Soldat, der durch den Krieg hinausgewirbelt worden war in Feindesland, der dort 12, 15 Monate gestanden und nun den ersten Urlaub in die Heimat hatte. Draußen in Not und Tod hatte er manchmal schon abgeschlossen mit dem Leben. Nun lebt er doch und atmet Luft und Sonnenschein und — reist nach der Heimat. Überschreitet die deutsche Grenze. Sieht den deutschen grünen Rhein mit den Burgen und den Bergen, die deutschen großen Städte mit den qualmenden Essen, das deutsche Dorf, hineingebettet in den Wiesengrund, überragt vom Kirchlein und seinem roten Turm. Hört überall deutsche Laute! Atmet von den Feldern Korn- und Erdgeruch! Seine Brust hebt und senkt sich: O Deutschland, heiliges Vater-, Mutter-, Kinderland! Ja, wie der Soldat waren wir. Wir verstehen's jetzt erst wieder — unser Vaterland, das durch unsere wackeren Soldaten uns geschirmt wird. Wenn es nicht geschirmt würde — nicht auszudenkender Gedanke! Dann wären die Völkerhorden hereingebrochen, verwüstend, sengend, brennend, mordend, schändend, und hätten auf unserm Heimatboden ausgetilgt, was uns lieb und heilig ist, und hätten die Fäuste erhoben, um uns zu zermalmen als Volk! Das deutsche Volk! Der Krieg hat es hineingestellt in den eisernen Ring der Völker. Da konnten wir vergleichen zwischen ihnen und uns. Wir haben in deutscher Ehrlichkeit auch anerkannt, was groß und stark bei unsern

Feinden ist. Doch wenn wir sahen, wen sie zum Kampf gegen uns trieben — Senegalneger, Kirgisen, Tschungusen, jetzt wohl noch Rothäute, und wenn wir dagegen sahen den deutschen Heerbann, unsre prächtigen guten Jungen mit den klaren blauen Augen, mit der durchsichtigen Seele, mit der flammenden Begeisterung, die sich jauchzend stürzte ins feindliche Eisen, mit der Pflichttreue, die mauerngleich auch stand gegen die furchtbare Übermacht (Gott grüße euch, gerade auch ihr unsre Sachsen, seit Wochen Helden der Sommeschlacht!), da wußten wir, was es ums deutsche Volk ist. Wir verstanden's ebenso — das Volk daheim. Daheim hatten wir's ja behaglicher als die im Felde. Daheim schoß auch manch wüßtes Unkraut auf: wir übersahen es nicht. Aber daheim trugen wir auch ungeheure Lasten, Entbehrung und Teuerung, Unruhe und Sorge, die beständig auf die Schlachtfelder hinausdachte und den Schlaf in langen Nächten von brennenden Augen scheuchte, dazu schwarzes Leid. Wenn man uns vordem gesagt hätte, was wir zu tragen bekämen, hätten wir gesagt: das können wir nicht. Wir haben es doch getragen! Wir danken unserm Gott dafür. Wir merkten seine Kraft und — die Mitgift von unserm Heimatboden. Wir erkannten uns als Kinder des Bodens, auf dem die Eichen wachsen, und als die Erben Herrmanns des Cherusker und Martin Luthers. Ja, wir verstehen deutlicher als je, was uns vor allen andern Völkern vorausgegeben ist, und was zu schirmen und zu mehren erheischt unsers Volkes Ehre.

Ihr Subjekt? Das heißt: wer für sie einzutreten und zusammenzustehen hat! Wohl selbstverständlich eben die Nation?! Aber wer die ist? Alles was deutsch heißt zwischen den deutschen Grenzen von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt? Ja! Und nochmals feierlich: Ja! Im Sturm und Drang der ersten Kriegstage hätten wir jeden Unbekannten auf der Straße anreden und mit Händedruck begrüßen mögen — als Deutschen. Und heute noch müssen wir's spüren, daß uns ein Blut in den Adern rollt und uns verbindet, dazu ein Netz gemeinsamer heiligster Interessen. Es

ist wahrhaftig jetzt nicht die Zeit, einzutreten für belgische oder serbische „Rechte“ oder eine Internationale zu preisen, die gegen uns ihre Zerschmetterungspläne austrumpft. Es gilt allein die Sache unseres Volkes. Aber wie, wenn zwischen den deutschen Grenzen nicht alles die deutsche Sprache redet? Im Westen klingt das Französisch, im Osten das Polnisch, im Norden sitzt das Dänentum. Tatsache ist's, daß politische Grenzen und Sprachgrenzen sich nicht immer decken. Deutschland ist da noch glücklich dran gegen manches andre Volk, etwa gegen das uns verbündete, benachbarte Österreich: ich weiß nicht, wieviel Nationalitäten und Sprachen dort verbunden oder auch nicht verbunden sind. Das erklärt sich nicht zum geringsten daraus, daß die Sprachgrenzen leicht flüchtig sind. Polnisch redende Leute dringen besiedelnd in unsern Osten ein, italienisch redende bis nach Trient. Sie vermischen sich in ehelicher Verbindung mit der Urbevölkerung und ziehen diese zu ihrer Sprache und Sitte herüber. Auf einmal herrscht ihre Sprache. Hätte sich darnach die politische Grenze zu richten und zu ändern? Die ist doch vielleicht nur in heißen Kämpfen festgestellt worden! Und als ein Glück, das der Weltkrieg mit sich bringt, müssen wir es geradezu begrüßen, daß wir unsre Grenzen uns jetzt von neuem zu erobern haben. Auch für den Norden trifft es zu, wo unsre Heere und Schiffe bis auf diese Stunde Wache stehen müssen. Erst recht für den Osten, den wir zu schirmen hatten vor dem Einfall der brennenden, sengenden Russen und der uns dafür unauslöschlich dankbar zu sein und sich zu finden und zu fügen hat in den deutschen Geist. Und für den Westen — das Elsaß! Wir haben es wieder tränken müssen mit Strömen deutschen Blutes. Wobei nicht zu vergessen ist, daß wir auch schon 1870 mit ihm nur altes Land uns wiedergewonnen hatten, das alte Elsaß, das einst deutsch war. Dort hatten die deutschen Mystiker ihre abgrundtiefen Gedanken gesponnen. Dort hatten deutsche Sänger mit ihrer Sprache Wundergewalt Lieder gesungen, die unsterblich sind. Dort hatte Meister Erwin seinen Münster in Straßburg gebaut. Und unterm Portal des Münsters, der bis dahin evangelisch gewesen, hatte Bischof Egon von

Fürstenberg, der Mann mit dem deutschen Namen und dem französischen Herzen, Ludwig XIV., den Mordbrenner der Pfalz, den Räuber des Elsaß, begrüßt mit der Blasphemie: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Nun verlangen wir's, daß zwischen unsern alten deutschen Grenzen es klinge „Nie gut deutsch allewege“, und daß deutsches Ehrgefühl sich aufbäume gegen alles, was den deutschen Namen verunglimpft und den deutschen Besitz antastet. Wem's bei uns nicht behagt, für den sind die Grenzen auch flüchtig — nach rückwärts. — Wäre es ein Widerspruch dazu, wenn wir unter den Ehrenschild des Volkes auch das nun fordern, was deutsch nach Geburt und Geblüt ist und von uns fort hinaus ins Ausland zieht? Unsre Auswanderer sind gemeint. Dürften und müßten sie nicht einfach auf- und untergehen in den Ländern, die sie als neue Heimat gewannen? Doch sind das in der Hauptsache Länder und Erdteile, aus denen die Eingeborenen ausgewandert sind und die sich besiedeln mit lauter Eingewanderten. Die aus andren Völkern behalten ihre Sprache und Sitte. Warum sollen sie die Deutschen verlieren?! Gott sei's geklagt, sie haben sie oft so leicht und so schnell verloren. Wir bitten und beschwören sie, die da draußen irgendwo sind: Erhaltet euch auch in der Fremde deutsche Art und deutsche Sprache, deutschen Glauben, deutschen Sinnen. Sie sollen unsre Vorposten sein. Es hätte für den deutschen Namen in der Welt besser gestanden, wenn sie besser ihren Beruf verstanden hätten. Der Weltkrieg hat auch sie aufgerüttelt. Wir dürfen hoffen, es wird besser werden in der Zukunft. Aber, wir hoffen ebenso, daß wir nach dem Krieg unsre Kolonien wieder haben werden und diese besiedeln können mit deutschem Blut und daß dann der Strom der Auswanderer mehr und mehr nachläßt. Am liebsten hätten wir alles, was deutsch ist und heißt, im Verschluß fester Grenzen. Doch auch verstreute Glieder lassen wir nicht fahren. Alle soll zusammenhalten zu Einem Leib die Eine Ehre. —

Es ist die innere Seite der Ehre, die ich bis jetzt behandelt habe. Sie hat auch ihre äußere Seite. „Ehre will geehrt

werden.“ Ehre verlangt Anerkennung. Ehre erzwingt sich die Achtung von andern — elementar, gewaltsam vielleicht, wenn sie ihr versagt wird. Der Student greift zum Säbel, wenn er, vielleicht in falschem Ehrbegriff, seine Ehre verlezt meint. Man mag das Duell mit Recht ein Stück Mittelalter nennen, abgetan ist's damit noch nicht. Die Französin — der Fall ist mehr als einmal vorgekommen — schießt den Mann nieder, der in Presse oder Parlament ihre und ihres Mannes Ehre verfolgt und der, vor Gericht gestellt, den Prozeß verschleppt von Jahr zu Jahr: der Richter spricht sie frei — gegen das Gesetz, aber im Einklang mit dem Empfinden weiter Kreise. Es gibt tausend Fälle, in denen der Buchstabe des geschriebenen Rechtes für den Schutz der Ehre versagt. Unser Volk hat Grund gehabt, 1914 ein zu spätes und nicht gut gemeintes Schiedsgericht abzulehnen, und verteidigt nun seine Ehre im Krieg. Wer den Weltkrieg mit all seinem Entsetzen sieht, mag ja denken: Die Völker, wie sie sich gegenseitig hinhinmorden, haben den Verstand verloren, genau wie's ganz unverständlich scheint, daß Kompagnien Soldaten sich zu Brei zermalmen lassen um eines Fezens Tuch willen, ihrer Fahne. Wer in die Tiefe schaut, der weiß: es geht eben hier um das Größte, um das Heiligste, es geht um die Ehre.

Sie ist das Motiv zu starker männlicher Tat — das Motiv zum Krieg. Sie — und 's ist keine andre Triebfeder. Nicht der Haß, aus dem heraus viele den Krieg führen wollen — wie andererseits nicht die Liebe, die christliche Liebe, die Macht sein kann, die jeden Krieg verbietet. Aus dem Haß war der Gruß: Gott strafe England! Aus dem Haß war Lissauers Gesang: Wir lieben vereint, wir hassen vereint, wir haben alle nur Einen Feind, England. Aber der Gruß hat sich nicht durchgesetzt, und der Haßgesang ist wieder verklungen. Und die Liebe, allerdings die vornehmste von allen christlichen Tugenden, hat ihren Platz auch im Weltkrieg behalten, eben auch die Feindesliebe, die der Bergprediger als das Meisterstück der Liebe gebietet für alle Zeiten, Völker und Verhältnisse. Warum sollten wir nicht das Beileid der Liebe haben auch für den Feind? Für die einzelnen, die doch nichts können für den Krieg?! Für die von ihm schwer Getroffenen, Blinde

und Stelzfüße in England und Frankreich und Rußland? Für die Mütter dort, die sich die Augen rot weinen über ihre gefallenen Söhne? Für die stammelnden Kinder, die früh und mittags und abends fragen, ob der Vater nicht bald zurückkehre? Für die weiten Landschaften, die das Entsetzen des Krieges an sich erfahren und in denen dort, wo erst blühende Städte und Dörfer gestanden, Wohnstätten glücklicher Menschen, nur noch Trümmerhaufen liegen? Und warum sollten wir den einzelnen, den wir nicht kennen und der uns persönlich nichts zuleide tat, hassen? Nein! Nur zu hassen haben wir die Sache! Die Gesinnung, aus der heraus der Krieg gegen uns angezettelt ward: Ehrgier, Habgier, Eitelkeit. Die Gemeinheit, in der der Krieg gegen uns geführt wird und die keine Mittel gegen uns ungenügt läßt: Lüge, Verleumdung, Verrat, Meineid. Wir haben bitter nicht süß zu nennen. Wir haben das Gemeine als Gemeinheit zu brandmarken, schon um den Feind und die Welt zu erziehen. Gerade unser Ehrbewußtsein macht uns empfindlich für beides, für rechtes Hassen und rechtes Lieben. Wir lehnen in flammendem Protest ab, was von seiten unsrer Feinde in uns Würde und Ehre des Menschen und Christen verlegt: etwa das Aufgebot der Halb- und Ganzwilden heidnischer Erdteile gegen uns oder den Meuchelmord an wehrlosen Gefangenen und Vermundeten auf dem englischen Schiff Baralong. Wir erwarten ebenso noch vom letzten unsrer Soldaten, auch als ein Stück Feindesliebe, daß er in scheuer Ehrfurcht auf die Tochter des feindlichen Landes selbst nicht den begehrliehen Blick wirft. Heiligste Triebkraft ist uns die Ehre, unsre Nationalehre.

Sie zeigt uns den Weg, den wir zu gehen haben. Sie darf sich durchsetzen. Und je größer das Gut ist, das sie zu schirmen hat, um so tapferer und rüchhaltloser muß sie sich verteidigen können. Weichmütige unter uns warnen immer wieder vor der rücksichtslosen Handhabung unsrer Waffen. Das sind furchtbare Waffen. Unsre Zeppeline, wie sie ihre Bomben werfen über England. Unsre Unterseeboote, wie sie mit einem Schuß die mächtigsten Schiffe versenken. Alles Vernichtende,

das uns Chemie und Technik bieten. Unsre Kämpfer sprengen und verschütten. Sie mähen die heranwogenden Sturmwellen nieder wie die Halme auf dem Feld. Unsre Gegner tun auch, was sie können. Und wir wissen: mit weichen Händen führen wir den Krieg nicht zu Ende. Die härteste Kampfweise ist zuletzt die mildeste. Nur daß dem Krieg und seinem Morden einmal ein Ende bereitet werde! Alle Halbheit rächt sich. Was hat's uns genügt, daß wir 1870 erklärten, die Handelsflotte der Franzosen unbehelligt zu lassen! Die Franzosen zogen ihre Schiffsgeschütze und Matrosen auf's Land und gegen uns in den Kampf. Blutig haben wir unsre Gutmütigkeit gebüßt. Wir wollen alte Fehler nicht wiederholen. Ich fürchte, es sind viele Fehler in diesem Krieg schon begangen worden. Den ganzen Menschen und noch des Volkes letzte Kraft und Anspannung verlangt, gebietend wie eine Königin, unsre deutsche Ehre.

Sie zeigt uns wie den Weg, so das Ziel des Krieges. Gerade über dies gehen am weitesten die Geister auseinander. Was man alles rät! Frieden schließen und damit den alten Zustand, wie er vorm Krieg war, wiederherstellen und genau den alten Besitzstand hüben und drüben! Oder gar noch etliche Zugeständnisse drüber hinaus an die Feinde machen! Jawohl, der alte Zustand wäre wieder da! Hinter dem so gewonnenen Frieden stände der neue Krieg. Wir wollen keinen neuen Krieg. Wir wollen mit dem jetzigen den Frieden uns gewinnen, der dauernd ist. Die Geschichte will uns warnen für die entscheidende Stunde, in der wir stehen. Sie mag erzählen von unsern Friedensschlüssen in den letzten Jahrhunderten. Das gibt ein großes trübes Kapitel! Der 30jährige Krieg, der unser deutsches Volk und Land zum Leichenacker gemacht, wird geschlossen mit einem Frieden, den uns die Fremden diktieren, vor allem französische Intrige, Bestechungskunst und Unverschämtheit. Er wirft Frankreich, das der Krieg gar nichts angegangen, Metz, Toul, Verdun und wer weiß was noch alles in den unersättlichen Rachen, übergibt an Frankreich und Schweden die Oberaufsicht über die Entwicklung der deutschen Dinge und nimmt dem Kaiser im Reich alle wirkliche Gewalt. Er ist ein

Faustschlag ins Gesicht der deutschen Ehre. Keine 30 Jahre später muß der Große Kurfürst, unterlegen gegen das weiter raubende Frankreich, den Frieden von Nimwegen schließen. Zornschäumend schleudert er die Feder beiseite, mit der er ihn unterzeichnet: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor — möchte aus unsern Gebeinen uns einmal ein Rächer entstehen! Und wieder keine 20 Jahre später der Friede von Ryswick — die Bestätigung und „Weihe“ all der niederträchtigsten Schmach und Gewalt, die uns Ludwig XIV. angetan. Und die Friedensschlüsse schon der französischen Revolutionszeit — jeder ein Schnitt ins deutsche Fleisch, jeder für uns brennende Schande! Ihre Krönung der Friede von Tilsit! Er zerschlägt Preußen, zerschlägt damit Deutschland. Seine grausame Schwere verschärft noch welsche Gehässigkeit und Treulosigkeit. Schließlich der Friede, den uns die herrlichsten, nur je von uns errungenen Siege bringen, die der Freiheitskriege — der Friede von Paris 1814. England macht den Frieden und ist der böse Geist. England, längst unser Feind, zeigt unverhüllt den Pferdefuß. England betrügt uns um alle Früchte der gewaltigen Zeit. Wer dürfte die aufgehobene Warnerhand der Geschichte übersehen?! Wer müßte unter ihr nicht fest und klar werden für die Gegenwart?! Wir mischen uns damit nicht in Dinge, die wir nicht verstehen. Wir treiben damit nicht Politik und Diplomatie. Aber wir sprechen, weil wir von Gewissens wegen Lehre und Mahnung der Geschichte nicht in den Wind schlagen können. Wir sprechen aus ernst religiösen und sittlichen Grundanschauungen heraus. Wir sprechen aus dem Empfinden des deutschen Herzens in diesen Tagen. Wir sprechen, weil wir glauben, daß wir eins sein können übers Ziel im gegenwärtigen furchtbaren Ringen, wenn wir nur zusammenstehen eins in unsrer Ehre.

Sie zeigt uns dann auch klar den Weg noch über den Frieden hinaus. Unsrer Feinde malen uns gern unsre Zukunft: Nach dem Krieg werdet ihr Deutschen überhaupt nicht mehr sein, und sofern ihr doch noch sein solltet, werdet ihr nur noch vegetieren können und ausgeschlossen sein aus der Völkerfamilie.

Wir werden sein. Wir werden bleiben. Wir werden siegen, denn wir müssen siegen. Wir werden auch wieder mit den Völkern verkehren. Und sie werden mit uns verkehren. Wir können uns ja gegenseitig nicht entraten. Aber unser Verkehr soll seine Würde haben. Wir wollen in Zukunft nicht zurückfallen in alte vergangene Fehler. Wir wollen dann nicht wie voreinst vor Frankreich bewundernd und verhimmelnd liegen und uns vergiften lassen mit seinen Seuchen. Wir wollen uns nicht gebärden, als brauchten wir zur Empfehlung fürs gute deutsche Fabrikat etwa die Marke: „Gemacht in England“. Und wir wollen nicht die neutrale Hand küssen, die jetzt so schwer auf uns liegt, die den Krieg verlängernd, gegen uns Geschütze und Geschosse liefert und unsre Unterseeboote an die Kette hängt. Wer küßte die Hand, die ihn schlägt! Der Deutsche nicht! Für all unsre Zukunft gilt hochgebietend unsre Ehre. — —

Jetzt haben wir noch den Weg zu gehn durch die Gegenwart, durch Not und Tod. Vielleicht liegt das Allerschwerste erst noch vor uns. Wir wollen den Weg gehn. Es gibt kein Rückwärts. Aus alten Tagen redet zu uns herüber unser alter lieber Friedrich Schiller:

Nichtswürdig ist die Nation, die
nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.

Nichtswürdig! Daß wir's hören! Nichtswürdig! Das heißt: keines Guten würdig! Nicht würdig zu leben! Wir wollen leben. Wir wollen sein. Und wir wollen wirken und segnen. Und eben deshalb — wir wollen's: alles, alles setzen an unsre Ehre!



~~~~~  
**Dresden.**  
Hellmuth Henkler's Buchdruckerei  
(Johannes Henkler).  
~~~~~

Geogr. Sem. 115, 25 B.

